Zeitschrift: Pestalozziblätter

Herausgeber: Kommission des Pestalozzistübchens der Schweizerischen Permanenten Schulausstellung

Band: 8 (1887)

Heft: 5

Artikel: Pestalozzis "Figuren zu meinem ABC-Buch"

Autor: [s.n.]

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-917673

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 07.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Pestalozziblätter.

VIII. Jahrg. No. 5. Beilage zum „Schweiz. Schularchiv". Dezember 1887.

Inhalt: Pestalozzi's „Figuren zu meinem A-B-C-Buch".

Pestalozzis „Figuren zu meinem ABC-Buch".

Als Pestalozzi in den Jahren, die der helvetischen Staatsumwälzung unmittelbar vorangingen, gleichsam um jeden Preis versuchte, die mit Lienhard und Gertrud begonnene und zum Abschluss gebrachte publizistische Erwerbsquelle wieder zu eröffnen, war es neben der philosophischen Durcharbeitung seiner Weltanschauung in den „Nachforschungen" ein im wesentlichen zwischen 1780 und 1790 im Anschluss an Lienhard und Gertrud entstandenes Manuscript, das er nun zum Druck beförderte und deshalb, wie er jenes Werk ein ABC-Buch der Menschheit genannt hatte, als „Figuren zu meinem ABC-Buch" betitelte. Es ist eine der wenigen Schriften Pestalozzis, die eine zweite Ausgabe erlebte, bevor sie in der Gesamtausgabe in letzter Redaktion erschien; nach ihrem Hauptinhalt gab er ihr bei jener den Titel „Fabeln" (1804); in der Gesamtausgabe kehrte er wieder zu der ursprünglichen Bezeichnung zurück „Figuren zu meinem ABC-Buch oder zu den Anfangsgründen meines Denkens". Als Motto stellte er ihr in allen drei Ausgaben das Wort Ciceros voran: Sui nemo tam similis est quam omnes sunt omnium. Itaque quæcunque est hominis natura una in omnes valet. (Niemand ist sich selbst so ähnlich, wie es alle allen sind; deshalb wirkt des Menschen Natur, wie immer sie beschaffen ist, als die eine und gleiche auf alle.) Der Vorrede in der Gesamtausgabe ist als zweites Motto beigefügt: „Früher oder später, aber immer gewiss wird sich die Natur an allem Tun der Menschen rächen, das wider sie selbst ist."

Den Charakter dieser „Randzeichnungen" bezeichnet Pestalozzi selbst dahin: „Was ich nicht habe, das kann und will ich auch niemand geben und ich will in diesen Bögen eigentlich nur im gemeinen Menschensinn, im bon sens unsers Geschlechtes Anregungen zu Gedanken und Ahnungen veranlassen, deren Keime in der Menschennatur und in jedem Individuum derselben ebenso allgemein vorliegen, als sie durch belebte Darstellung von Bildern, die mit dem Gang ihrer Lebenserfahrungen übereinstimmen und in ihm sich allgemein von selbst zu Tage fördern, frei und selbständig und folglich als ihnen eigentümliche Gedanken und Ansichten aus ihnen hervortreten."

Umfang, Durchführung und Wert dieser „Figuren" sind sehr verschieden. Bald sind es eigentliche Fabeln, bald mehr nur skizzenhafte Vergleichungen, bald auch Parabeln oder nur sehr dürftig eingekleidete philosophische Deduktionen. In ihnen spiegeln sich die Gefühle wieder, die Pestalozzi in jener Zeit über sich selbst bewegten und durchwühlten, sowie die Beobachtungen die er über Gefühle und Gedanken seiner Zeitgenossen in den verschiedensten Bevölkerungsschichten zu einer Zeit machte, die der gewaltsamen Umwälzung aller Verhältnisse mit raschen Schritten entgegenging.

Der alte Satz Pestalozzis, dass die äussern Umstände und die bürgerliche Stellung in der sich der Mensch befinde, verschiedene Auffassung dessen was vorgehe, bedinge und der Reiz den er von Jugend auf empfand, diesen so bedingten verschiedenen Auffassungen nachzugehen und sie in ihrer innern Notwendigkeit zu fixiren[1]), liess sich nicht leicht volkstümlicher zur Darstellung bringen als in dem Gewand der Fabel, und Pestalozzi hat diesem Motiv in einer Erzählung Ausdruck gegeben, die er als *„die Veranlassung dieses Buches“* voransendet.

„Die Welt ist immer sich selbst gleich und doch ist der Mensch über alles was ist, so ungleicher Meinung. Also sagte der Bauer Waldmann, neben welchem ich am Tische sass.

„Seine Frau antwortete ihm: die Welt ist wohl gleich; aber um Mitternacht fällt sie dir anders in die Augen als in der Mittagsstunde, und beim Nebel anders als beim Sonnenschein.

„Es ist nicht nur das, sagte der Knecht Stoffel, der auch am Tische sass, der Stier siehet sie anders an als das Pferd, der Hund anders als der Esel, der Fisch anders als der Vogel und das Gras anders als der Stein.

„Vergiss nicht, Stoffel! sagte der Grossvater im Lehnsessel, die Welt fällt dem Menschen nur dann recht in die Augen, wenn sie ihm also darein fällt, wie sie keinem Gras und keinem Stein und keinem Vieh auf Erden also darein fallen kann.

„Ich merkte mir das und fragte mich seither bei allem was in der Welt immer einen merklichen Eindruck auf mich machte: war es Tag oder Nacht — Sonnenschein oder Nebel da ich es sah — oder war es Katze oder Hund, Affe oder Elephant, Fuchs oder Esel, welcher mir die Sache vor die Augen brachte? Vorzüglich aber: fällt mir dieselbe also in die Augen, wie sie keinem Vieh auf Erden darein fallen kann?“

Die „Figuren“ oder „Fabeln“ Pestalozzis sind ein verschollenes Buch. Und doch enthalten sie ureigenste Funken seines Geistes und Gemütes. Eine neue Ausgabe würde sich kaum lohnen und steht auch nicht in Aussicht; dagegen scheint es nicht ausser Weges, wenigstens einige dieser „Figuren“ der Vergessenheit zu entreissen und damit auch einen Begriff zu geben, wie Pestalozzi diesen Zweig der Unterhaltungsliteratur bearbeitet hat. Dabei halten wir uns ausschliesslich an die erste Ausgabe von 1797 und stellen auch die Reflexionen,

[1]) Hennings Mitteilungen über Pestalozzi im „Schulrat an der Oder“ II. 142: „Auch soll sich schon in dieser Zeit, *da er dem Jünglingsalter nahe war,* die beständige Aufmerksamkeit auf die Gesinnungen, Gefühle und Ansichten, welche die verschiedenen Stände und bürgerlichen Verhältnisse in dem Menschen erzeugen, geoffenbart haben, welches sich in seinen Schriften so häufig ausspricht, z. B. wenn er von Ratsherren-Ansichten redet, was häufig vorkommt. Nämlich das Zusammenleben mit Kindern von den verschiedensten Ständen veranlasste seinen empfänglichen denkenden Geist schon damals, die Ansichten von Welt und Leben, welche Reichen und Armen, Herrschenden und Beherrschten gewöhnlich eigen sind, zu betrachten und kennen zu lernen.“ Pestalozzi-Blätter, 6. Jahrg. 1885, S. 65.

die er nachmals in der Gesamtausgabe fast jeder „Figur“ beigefügt, auf die Seite, um den Eindruck unmittelbarer wirken zu lassen.

I. Persönliche Stimmungsbilder. [1])

2. Der Menschenmaler.

Er stand da — sie drängten sich um ihn her — und einer sagte: „Du bist also noch ein Maler geworden? Du hättest wahrlich besser getan uns unsere Schuhe zu flicken.“ Er antwortete ihnen: „Ich hätte sie euch geflickt, ich hätte für euch Steine getragen, ich hätte für euch Wasser geschöpft — ich wäre für euch gestorben — aber ihr wolltet meiner nicht, und es blieb mir in der gezwungenen Leerheit meines zertretenen Daseins nichts übrig als malen zu lernen.“

II. Psychologische Stimmungsbilder.

6. See und Fluss.

„Ich ruhe in ewiger Klarheit und Stille in meinem unveränderlichen Selbst.“

„Und ich fliesse in ewiger Freiheit ins Weltmeer.“

Also stritten sich See und Fluss miteinander; die Toren! kann denn der See fliessen oder der Fluss stille stehn?

9. Sonne und Mond.

Wenn der Mond sich verdunkelt, so ist er dann nur wie er in sich selbst ist, und du achtest es nicht. Aber wenn die Sonne in einen Schatten fällt, so vergissest du ihren ewigen Glanz und achtest nur ihren zeitlichen Flecken.

12. Sturm und Schneeflocke.

Der Sturm brach hier und dort einen Ast von den Bäumen; aber da er nachliess, fiel ohne ein Lüftchen ein Schnee, dessen kleine Flocken tausend Äste von den Bäumen brachen, gegen einen den der Sturm abriss.

13. Das Himmelblau und die Wolken.

Ein Bauernkind verachtete die Wolken und sagte zum Vater: „Wenn sie nur auch den schönen blauen Himmel nicht mehr bedeckten!“ Der Vater antwortete ihm: „Armes Kind, was hast du vom schönen Himmelblau? die grauen Wolken sind für uns der segnende Himmel.“

21. Der Vogelsang.

Wenn Leander durch einen Wald ging, in welchem Vogelsang war, sagte er: „Hier ist ein milder Himmel“; und wenn er auf den Bäumen keine Singvögel antraf, so sagte er: „Hier wehen die Nordwinde.“

53. Löwe und Reh.

Der Löwe meinte, das Reh sollte stille stehen, wenn er rufe. Aber das Reh antwortete ihm: „Der grosse Jupiter hat das meinem Herzen verboten, wie dir das Grasfressen.“

---

[1]) Bei Pestalozzi sind die Figuren ohne solche Einteilung und Gruppirung, wie die bei jeder Fabel angegebene Nummer derselben dartut.

76. Der Stein aus der Höhe.

„Ein Stein aus der Höhe kann mich tödten, indessen ich einen hundertfach schwereren, der auf dem Boden liegt, spielend auf meiner Hand trage," das antwortete Edwich dem Himmel, der ihm zumutete, er solle ein beleidigendes Wort aus dem Munde eines Grossen aufnehmen, wie wenn es sonst ein gemeiner Mensch gesagt hätte.

77. Hühner, Adler und Mäuse.

Die Hühner rühmten ihr Gesicht und sagten selber zum Adler: „Auch das kleinste Korn liegt heiter vor unsern Augen." „Arme Hühner," erwiderte dieser, „das erste Kennzeichen eines guten Gesichts ist dieses, von allem dem nichts zu sehen, was euch in die Augen fällt." Also sagten auch die Maulwürfe: „Die schreckliche Sonne ist der Tod alles Lichts und es ist nur unter dem Boden recht heiter." Alle Mäuse gaben ihnen Beifall und eine jede betet täglich zum grossen Jupiter: „Bewahre uns vor dem Blendwerk der Sonne und erhalte uns die grosse Wahrheit unserer Löcher und Gänge, jetzt und in alle Ewigkeit."

80. Der Bär auf der Tanne.

„Nun, wann willst du uns einst ins Honigland führen?" also sagte eine Schar junger Bären zu einem alten. Dieser antwortete: „Das will ich gleich tun; aber vorher sollt ihr noch sehen und erkennen, was ich für ein Bär bin; sehet diese Tanne; soweit sie geschunden, haben sie vorher schon andere Bären erklommen; ich aber will ihren obersten Gipfel erklimmen."

Also sprach er und kletterte die hohe Tanne hinan. Soweit sie geschunden, ging es wie nichts; aber da er höher kam, schwankte der Baum mit jedem Schritte mehr auf beide Seiten; doch er strengte sich an, und klammerte die wunden Tatzen in den schwankenden Baum; so ging es langsam, doch eine Weile immer höher hinan; aber jetzt weht der Sturm; der Bär bohrt seine blutenden Klauen mit äusserster Kraft in den schwankenden Baum; also überlebt er den Sturm; aber seine Kraft ist dahin; er kann die eingebohrten Klauen nicht mehr aus dem erklimmten Holz herausbringen. Er fühlt, dass sein Leben dahin ist, und ruft von seiner Höhe herab den jammernden Bären: „Meine grosse Tat ist mein Tod; ich führe euch nicht ins Honigland, aber das seht ihr und das könnet ihr zeugen, dass ich auf dieser Tanne als der allerhöchste Bär v++ bin."

113. Die Armbrust und der Degen.

Junker Wildhans liebte die Armbrust für sein Leben; aber da sein Auge schwach wurde und seine Hand zitterte, hiess er dieselbe ein bäurisches Gewehr und sagte: „Der Degen steht einem Patrizier besser."

116. Das Schuhmass der Gleichheit.

Ein Zwerg sagte zum Riesen: „Ich habe mit dir gleiches Recht." Der Riese erwiderte: „Freund! das ist wahr; aber du kannst in meinen Schuhen nicht gehen."

138. Sylvia.

„Verkünstelte Menschen wägen sich gar gern auf der Wage der Kunst und fürchten die Schale der Natur.“ Das antwortete ein Bauer, da man ihn fragte, warum seine Frau Amtmännin mehr vor ihrem Porträt stehe als vor ihrem Spiegel.

Er hatte recht. Die bezahlte Kunst macht aus dem Zahlenden, was er sein will; die freie Natur zeigt auch der höchsten Gewalt nur was sie ist.

226. Der Schneidertraum.

„Willst du mich heute nicht aufdingen?“ Also sagte Jakobli Trüb zum Schneider Mellhorn. Meister Mellhorn antwortete: „Jakobli! was hat dir geträumt?“

„Mir hat geträumt,“ erwiderte Jakobli, „ich habe in eine Lotterie gelegt und vieles gewonnen.“ Der Meister versetzte: „Jakobli! heute dinge ich dich nicht auf.“

Am andern Morgen fragte der Junge wieder das Nämliche und so fünf Tage nacheinander. Aber allemal wenn er seinen Traum erzählte, antwortete ihm der Meister: „ich dinge dich heute nicht auf.“

Am sechsten erzählte der Jakobli: „Heute träumte mir, ich sitze auf meinem Schneiderstuhl und schwitze den ganzen Tag bei meiner Arbeit, dass mir die Tropfen von Stirn und Wange auf meine Kleider hinabfielen; und am Abend, da ich meine Nadel endlich abgelegt hatte, so fand ich sie ganz golden.“

„Gut!“ sagte der Meister, „das ist der Schneidertraum, den jeder Junge träumen muss, ehe man ihn aufdingt!“

III. Politische Stimmungsbilder.

24. Die Anbetung des Teufels.

Als einst das Feuer einen Wald stärker als gewöhnlich brandschatzte, sagte ein alter erschrockener Stock zu den übrig gebliebenen Tannen: „Ich habe einst gehört, die Menschen beten den Teufel an, und dann tue er ihnen nichts; wie wäre es, wenn wir das Feuer anbeteten, vielleicht wäre es auch dankbar wie der Teufel.“

Dieser Vorschlag gefiel den furchtsamen Tannen; aber das Feuer war nicht dankbar, es knisterte (P: kneisterte) von nun an vor Hohnlächeln noch lauter, wenn es die dummen Tannen verzehrte, und forderte jetzt nebst seinem alten Feuerrecht noch als ein Altarrecht einen ewig brennenden Holzstoss, zum Dienst der ihm versprochenen Anbetung.

25. Der Cyclopenschutz.

In der Cyclopenzeit dachte ein Schwächling: ich will mich seinem Schutz anbefehlen, er tut mir dann nichts. „Das ist wolgetan,“ sagte der Cyclop; „nimm jetzt nur diesen Faden in die Hand, und ich will dich daran leiten, wo du links oder rechts gehen musst.“

Dieses Mitgehen mit dem einäugigen Grossen erschreckte den Schwächling; er zitterte am ganzen Leibe; doch er nahm den Faden in die Hand, aber schon morgens sagte der Cyclop: „dieser Faden könnte brechen,“ und bot ihm dafür eine Schnur in die Hand. Wenige Tage darauf sagte ihm der Riese: „der Faden und die Schnur waren nur für die Probezeit, für die Zukunft musst du dieses Schutzseil in die Hand nehmen, und mir schwören, dasselbe weder Tag noch Nacht aus den Händen fallen zu lassen.“

Totenblass schwur jetzt der Mensch was nicht möglich war zu halten, das Seil fiel ihm bald aus den Händen und er eilte nur nicht es von dem Boden aufzuheben. Darüber zürnte der Wütrich und sagte: „das ist Untreue und Meineid, dem muss man vorbeugen; mit dem knüttelte er ihm das Schutzseil um beide Hände; also gebunden seufzete der Mann: „selig sind die, die er ohne Schutz frisst,“ dann nagte er einmal eine Nacht durch mit den Zähnen an seinem Seile und wollte es durchfressen; aber das Ungeheuer erwachte ehe er los war, und band ihm jetzt das gefürchtete Seil um den kitzlichen Hals mit ernster Bedrohung des schrecklichen Zuknüpfens beim ersten Fehler wider den heiligen Schutz.

26. Zwei Füllen.

Zwei Füllen fielen in ungleiche Hände, das eine kaufte ein Bauer und gewöhnte es, ohne Rücksicht auf die Veredlung seiner Natur, zu seinem Dienste am Pflug und an den Karren. Das andere fiel in die Hand eines Bereiters; dieser bauete die Kunst seines Dienstes auf die Veredlung seiner Natur, das ist auf die Erhaltung und Ausbildung seiner Feinheit, seines Anstandes und seines Stolzes.

Es ward ein edles Geschöpf, indessen das andere das Elend seines Lebens mit der Schlechtheit seines Meisters teilte.

28. Das ewige Licht.

Als die sclavischen Menschen das Feuer anbeteten, wollten sie ihm auch die Schamröte ersparen, und hingen das ewige Licht in eine Höhe, in der du nur seinen Glanz, nicht seinen Schmutz siehest.

31. Die Philosophie des Auerhahns.

Als man den Auerhahn fragte, woher alle Übel im Tierreich entspringen, antwortete er: „Sie kommen alle nur daher, dass sich die unvernünftigen Geschöpfe alle einbilden, das Recht sich zu *sträussen* und zu *kollern,* welches der grosse Jupiter unserm Geschlecht ausschliessend verliehen, sei ein allgemeines Tierrecht.“

33. Der alte Turm.

Ein alter Turm drohete den Einsturz, täglich fielen Ziegel und Steine von ihm herab; missmutig, dass er den schlechten Zustand seines alten Turms nicht mehr vor Fremden verbergen könne, liess sein Bewohner alle Abend was den Tag über abfiel, wieder zusammenlesen und an den Rand der Mauern anlegen.

Ein Nachbar, der es sah, sagte zu ihm: „das wird ihrem Umsturz nicht vorbeugen“; er antwortete ihm: „Ich weiss wohl; aber *ich muss doch einmal und mit etwas anfangen zu helfen.*“

42. Aufmerksamkeiten.

Graf Frikhart sagte vom Bürger Frohmann: „Dieser Mensch hat auch gar keine Aufmersamkeit, weder für das Interesse meines Standes, noch für die Gefühle, die demselben wesentlich sind.“

Darauf antwortete Graf Elwich: „Das kommt nur daher, weil du weder für das Interesse seines Herzens, noch für die Gefühle, die seiner Natur wesentlich sind, die geringste Aufmerksamkeit hast.“

„Aber meinst du,“ erwiderte Frikhart, „es sei an mir, mit dergleichen Aufmerksamkeiten den Anfang zu machen?“

55. Kauz und Adler.

Als die Vögel einen Kauzen aushöhnten, sagte ihnen ein zuschauender Mensch: „dem Adler, dem Adler solltet ihr euern Unwillen also zeigen.“ Die Vögel erwiderten: „Wir wissen, dass der Adler uns frisst, aber er hat doch auch eine Art wie er uns anschauet.“

81. Zwei Schäfer.

Der eine hütete die Schafe, mit einem Hund, der ohne Not keinen Laut gab, aber stark war und Wolf und Fuchs bis in ihre Höhle verfolgte. Der andere hütete sie mit einem, der wenn er flötete, ihm tanzte, und wenn er schlief, unter der Herde herumsprang, und die Zucht und Unzucht aller ihrer Ecken und Winkel auskundschaftete.

Das war freilich für seine Kurzweil und für seine Trägheit gut ausgedacht; aber die Herde hielt diesen Hund für ihren Teufel; und Fuchs und Wolf sagten unter einander: „Uns ist ein grosses Heil widerfahren; denn wir haben auf der Erde keine bessern Tage als die, wo die Hirten Tänzer und Verleider[1]) zu Unterbeamteten machen.“

86. Der unbekannte Ausweg.

„Wir sind doch unglücklich, dass aus diesem magern Tal kein Ausweg stattfindet;“ also jammerten Schafe und Kühe in einem elenden Bergtale. Ein Reh, das ihre Klage hörte, sagte zu ihnen: „Es hat freilich Auswege aus eurem Tale, aber Hirt und Metzger werden sie euch freilich nicht zeigen, und um sie selber zu finden, muss man weder Kuh noch Schaf sein.“

89. Graf Albo.

Graf Albo raubte seinem Stiefsohne einen guten Teil seines Erbguts. Da er aber hörte, dass er sich darüber beklage, rief er seinen Sekretär und alle Bedienten zusammen und befahl ihnen, den jungen Herrn in allen Stücken ehrerbietig zu bedienen.

---

[1]) Angeber.

91. 92. Die Linde und der König.

1. Als ein König einsam unter seiner Linde an ihren Gipfel emporstaunte, sagte er zu sich selbst: „Wenn meine Untertanen auch an mir hingen, wie deine Blätter an dir!“

Die Linde antwortete ihm: „Ich treibe den Saft meines Stammes mit weit mehr Gewalt in meine Blätter, als ich denselben in mich selbst zurücksauge.“

2. Ein andermal, da er unter eben dieser Linde das Spiel ihrer kleinen Äste und Blätter in den Lüften sah, sagte er wieder: „Auch diesen Spielraum kann ich meinen Untertanen nicht gestatten.“

Sie erwiderte: „Ich kann es nur darum, weil meine grössern Äste unbeweglich auf ihrem Stamme stillstehen müssen.“

94. Das Recht der Heuerlinge.

Einst klagten die Heuerlinge, sie werden in einer Bucht mehr als in keiner andern von den Hechten verfolgt. Hierüber dekretirte ein alter Hecht, der in der Bucht der Fische Richter war: „Die Beklagten sollen, um ihren Frevel zu büssen, alljährlich zwei Heuerlinge zu Hechten werden lassen.“

119. Der Schöppe Plumb.

Der Schöppe Plumb ging heute, wie täglich, berauscht aus der Schenke, und traf auf dem Wege den Schneider Klein an, der auch so berauscht heimging. Das konnte der Schöppe nicht leiden, entrüstete sich und sagte zu seinem Büttel: „Büttel, stell' mich an die Wand und führ' den Bürger ins Gefängnis *nach den Rechten der Stadt,* pag. 71 in den Satzungen. Der Büttel tat, was ihm der Schöppe befohlen, und führte den Bürger ins Gefängnis *nach den Rechten der Stadt.* Dann kam er wieder, und führte den *Schöppen* zu seiner Frau, *nach den Freiheiten der nämlichen Stadt.*

147. Fifi und Hallo.

„Wenn der Löwe den Esel ehrt, so haben alle Eseleien einen königlichen Stempel; — und wenn er die Hudeln seines Lagers in stinkendes Blut tunkt und dem eingesperrten Hund also vor den Mund legt, so muss dieser wohl noch froh sein, an ihnen zu nagen.“ Das antwortete Hallo, als ihn Fifi fragte: wie es auch möglich sei, dass man Dummheit und Elend dem Volke noch lieb und wert machen könne.

156. Der Geist der menschlichen Entschuldigungen.

Das Wasser von Oberweil floss in die Felder von Niederweil herab und machte hie und da die Ebenen des Dorfes sumpfig. Doch die Niederweiler waren fleissige Leute; sie gruben ihre Äcker aus, legten das Land trocken und beklagsich nicht. Im Gegenteil, sie benutzten jeden Tropfen dieses Wassers zur Aufnahme ihrer Güter.

Aber jetzt leiteten die Oberweiler einen grossen Bach in ihr Dorf. Dieser stürzte nun mit Gewalt in ihre Ebenen hinunter und machte sie in ihrer ganzen Weite zum Sumpf. Nun klagten die Niederweiler. Die Oberweiler aber antworteten: „Wir wollen gerecht sein und unser Wasser in Dämme einschliessen.“ Das taten sie auch, und hierauf stürzte das Wasser wirklich nicht mehr in ihre Ebenen hinunter; es sinkt jetzt nur durch das Grien unter dem Boden in sie herab. Aber sie werden nichtsdestoweniger täglich zu einem grossen Sumpfe.

Indessen behaupten die Oberweiler, sie haben bereits alles getan, was die Niederweiler von Gott und Rechtswegen diesfalls von ihnen fordern können, und es fehle nun an nichts mehr, als dass auch sie zu ihrer Rettung das ihrige beitragen, und sowie ihre Sümpfe zunehmen, so sollten sie ihren Fleiss im Ausgraben derselben verdoppeln. Die Niederweiler hingegen halten diese Tugendforderungen der Oberweiler für zu trüglich, und glauben, diese seien, ohne in solche Nebenfragen einzutreten, ganz einfach schuldig, den Bach, der ihnen ihre Ebenen verderbe, wieder in seinen alten Runs[1]) zu lenken. Die Oberweiler aber beharren gegen jene auf ihrer grössern Tugendforderung.

Es ist indessen gar nicht zu leugnen: seitdem die Oberweiler sie mit ihrem Bache also verderbten, sind die Niederweiler auch wirklich schlechtere Leute geworden, und darum wird es dann auch wieder ganz begreiflich, warum von allen Oberweilern keinem einzigen der Sinn daran kommt, dass sie in den Tag hinein schwatzen, wenn sie behaupten, die jetzige Wasserklage der Niederweiler sei eine ganz unbedeutende Sache, und ihre Felder werden nur darum zum Sumpfe, weil sie moralisch schlechte Leute seien.

157. Noch einmal der Geist der menschlichen Entschuldigungen.

„Dein Gewicht und deine Wage sind falsch; du musst sie uns ändern!“ Also sprachen erbitterte Käufer zu einem Krämer, der ihnen sonst lieb war.

Dieser antwortete ihnen: „Ich weiss wohl dass meine Wage eben nicht die richtigste ist und dass mein Gewicht sich etwas abgeschliffen hat; aber ich bin einmal derselben gewohnt; mein Vater und mein Grossvater brauchten sie auch und dann kennen wir ja einander. Ihr wisst, ich bin ein guter Mensch, und es kommt mir nicht darauf an, einem guten Freunde noch eine Hand voll hinzu zu tun, wenn er meint, es sei ihm Unrecht geschehen.“

Die Käufer antworteten ihm: „Es ist wahr, du tust das hier und dort einem guten Freunde, der sich ordentlich beklagt. Aber dieses „Sich ordentlich beklagen“ steht in dergleichen Sachen nicht jedermann an, und dann wiegst du ja selten selbst aus, und der Knecht, der es gewöhnlich für dich tut, gibt nicht nur niemand nichts nach, er fährt im Gegenteile einen jeden, der sich beklagt, an, wie wenn er das grösste Unrecht hätte. Indessen steht dieser Mensch bei dir auf einem Fusse, dass du, wenn du auch wolltest, ihn nicht in der Ordnung halten kannst. Es ist also in Gottes Namen das Beste, du lässest deine Wage und dein Gewicht ändern, wie es recht ist.“

„Das kann jetzt nicht sein! das kann jetzt nicht sein!“ antwortete der Mann; „ich gehe nicht aus meiner Ordnung heraus; ich bin dabei noch immer wohl gefahren, und niemand so gar übel.“

164. Junker Fritz und seine Bauern.

„Ich tue doch alles was ich kann, um euch ein ruhiges und angenehmes Leben zu verschaffen.“ Also sagte Junker Fritz zu seinen Bauern in Kohlhofen. „Es ist wahr! Es ist wahr! Ihr seid ein gütiger Junker! Es geht allemal lustig, wenn ihr um den Weg seid und wir haben euch vieles zu danken.“ Also antworteten die Bauern in Kohlhofen aus Einem Munde.

Nur Einer schwieg bei ihrem Danken, und sagte: „Gnädiger Herr! Darf ich auch etwas fragen?“ „Warum das nicht?“ antwortete Fritz. Darauf sagte der Bauer: „Ich habe zwei Äcker; der eine ist stark gemistet, aber schlecht gefahren und voller Unkraut; der andere aber ist weniger gut gemistet, aber wohl gefahren, und rein von Unkraut. Welcher von beiden, glauben jetzt Euer Gnaden, werde mir mehr abtragen?“ „Natürlich der letzte,“ sagte der Junker.

[1]) Bach- oder Flussbett.

„Du hast diesem sein ganzes Recht widerfahren lassen, den andern aber nur gemistet.“

„Lieber Junker!“ erwiderte der Bauer, „auch wir gedeihen besser, wenn sie uns unser Recht widerfahren lassen, als wenn sie uns mit Guttaten übermisten.“

168. Der Unrat im Fischteich.

Der Unrat aus des Grafen Wuanseiden Bergschlosse floss ganz in den Teich und machte die Fische darin erkranken; dafür aber hatte der Teichvogt jährlich eine Schweinung[1]) derselben zu berechnen. Beiden Übeln abzuhelfen, wollte der Schlossvogt den Unrat vom Teich abgraben. Dagegen protestirte der Teichvogt, da es möglich sein könnte, dass man ihm dann hernach die jährliche Schweinung der Fische in der Rechnung nicht mehr passiren lassen möchte.

Und die Schlossgerichte erster und zweiter Instanz erkannten hierüber wie folget: „Da es wirklich an dem seye, dass diese Neuerung einigen nachteiligen Einfluss in die Rechte und Einkünfte eines Beamten haben, und man nebenhin nicht absehen könne, wie weit die verderbliche Neigung, im Laufe alles Unrats Abänderungen zu machen, besonders in unsern Zeiten, noch führen könnte, so finden sie, in devotester Submission unter dem Allerhöchsten Willen Serenissimi, für einmal für besser: *Der Schlossunrat* fliesse forthin wie bisher in — den Fischteich.“

169. Der gute Rat.

„Haltet nur eure Nester gut in der Ordnung, so seid ihr so glücklich als es euer Geschlecht nur immer werden kann.“ Also sprachen einmal die grossen Vögel zu der Schar der kleinen. Diese antworteten ihnen: „Was ihr sagt ist wahr; aber es ist für uns kein Nest in der Ordnung, zu dem ihr leicht kommen könnt; denn ihr esst gern Eier.“

171. Ulos Gesang.

Der Lechstrom unterfrass das Land, das er bespülte und riss jährlich viele Äcker zu beiden Seiten in seinen Runs[2]). Ulo besang sein Verderben; aber die reichen Leute, denen das Land, das er den Ufern nahm und in seinen Runs anlegte, zufiel, nannten Ulo einen einseitigen Mann, und behaupteten, nicht nur er, sondern auch die Uferbewohner sollten seinen Schachen[3]) vorteil bei der Berechnung des Stromschadens auch in Anschlag bringen, und trösteten dieselbigen noch damit: Das allgemeine Streben des Wassers nach Gleichgewicht mache den Strom allenthalben, wo er anschwelle, auch wieder abfliessen, und verhüte dadurch, dass sein Verderben nie allgemein werden könne.

Als Ulo den Eindruck dieser Gründe auf die armen und trägen Uferbewohner sah, legte er seine Flöte nieder. Aber er hatte Unrecht. Einmal ich möchte deswegen nicht aufhören zu singen.

176. Teufelssorgen.

Der Kuttenteufel sagte zum Ohnehosen[4]) teufel: „Du bringst mich mit deiner Ohnehosenbarbarei um das alte Recht der Kuttenbarbarei.“ „Siehest du denn nicht,“ antwortete dieser, „dass ich mit dem vorübergehenden Sturme meiner Ohnehosenbarbarei nichts anderes treibe und nichts anderes suche als das alte Recht deiner Kuttenbarbarei wieder herzustellen?“

„Sei nicht furchtsam, Kuttenteufel,“ sagte der Satan, „ich bin dir Bürge dafür, der Ohnehosenteufel arbeitet für dich und in deinem Dienst.“

---

[1]) Abgang, Verminderung.
[2]) Bachbett, Flussbett.
[3]) Wildwachsendes Strauchwerk am Ufer.
[4]) Sansculottes.

187. Heidensorgen.

Da einst die blinden Heiden in *** zur Erkenntnis des einigen wahren Gottes gelangen wollten, jammerten die meisten alten Leute, was doch ihrem Lande für ein grosses Unglück bevorstehe, und sogar diejenigen von ihnen, die den Unsinn ihres alten Molochdienstes ganz kannten, behaupteten dennoch, die unglücklichen, neuerungssüchtigen Menschen werden sich mit ihrem neuen Gotte und mit aller seiner Wahrheit doch den Felsen ihres Heils, die Stützen ihres häuslichen Glückes untergraben, und Mord und Raub und Brand werde die unfehlbare Folge dieses so unglücklich einreissenden Aufklärungsfiebers sein.

Diesen ängstlichen Alten antwortete die mutvollere Jugend: „Ha! wenn wir schon aufhören werden den Moloch zu verehren, so werden wir um deswillen doch nicht uns auch die Hälse abschneiden müssen.“

„Ja, ja!“ sagten die guten Alten, „so dachten wir auch, da wir noch jung waren, und so denken alle guten Menschen, bis sie durch Alter und Erfahrung zur Überzeugung gelangt sind, dass das von irgend einer Molochsfurcht entledigte menschliche Herz nicht anders kann als zu Raub, Mord und Brand hinlenken.“

Die jungen Leute erwiderten: „Es ist freilich wahr, wenn man irgend einen Moloch verabschiedet, so muss man in diesem wie in einem jeden Falle, wo die Menschen durch Umstände gereizt werden können, das Kind mit dem Bade auszuschütten, die Gelüste nach bürgerlicher Verwilderung durch gute Gesetze zu verhüten trachten.“

„O du allmächtiger Moloch, was müssen wir noch erleben!“ erwiderten die Alten; „ihr wollet also eure Glaubensschwärmereien noch mit Bürgerschwärmereien übertünchen. Aber ihr werdet wohl erfahren, wohin das führt; ohne den Moloch vermögen wir nichts, und ohne seinen feurigen Ofen sind alle bürgerlichen Gesetze nur Täuschung und Schein.“

Aber die gesunde Jugend liess sich von den kranken Alten nicht irre lenken. Sie antworteten ihnen: „Da ihr unter dem Moloch ohne Recht und Gesetze lebtet, so könnet ihr auch nicht wissen, was eine weise, mit der menschlichen Natur übereinstimmende Gesetzgebung wirken wird, wenn sie einmal da ist.“

204. Der Fuchs simplifizirt das System der Natur.

Der Fuchs, als Sprecher der sich so heissenden edlern Tiere, behauptete einmal: alle Übel im Tierreiche entspringen nur daher, dass zu vielerlei Geschlechter und Arten derselben in der Natur seien; und wie ein Bäcker den zahllosen Mehlstaub zusammenknetet, und daraus ein paar Brote macht, also knetete er die zahllosen Geschlechter der Tiere zusammen und backte aus ihnen zwei einzige Arten.

Die erste hiess er die Löwenklasse, darein setzte er sich selbst, alle Tiere, welche die anderen fressen, und das Hundegeschlecht. In die zweite setzte er alle Tiere, welche die andern nicht fressen, mit Ausschlus der oben genannten Hunde.

Dieses Fundament nun einmal angenommen, etablirte er dann, von Löwens wegen, eine allgemeine Reichs- und Landesordnung, darein freilich ein jedes Tier, das nicht Löwe, Fuchs, Schlange oder Hund war, zurückgesetzt ward; darin hingegen auch ein jedes, in dem Grade als es hinterlistig, niederträchtig und gewalttätig ist, sich wohl versorget findet und wohl versorget finden muss.

213. Der Junker Milichius.

Seine Bauern besassen einen Weg in den Berg als ein Dorfrecht; und er hatte den Mitgenuss des Wegs als ein Bauernrecht. Aber er verwandelte sein Bauernrecht in ein Schlossrecht, und verbot dann seinen Bauern den Mitgenuss des Schlosswegs.

Sie machten Vorstellungen dagegen; aber es ward ihnen durch die Kanzlei bedeutet: Was von Seiten Sr. Wohlgeboren zu erkennen und zu verordnen beliebt und geruhet worden, dabei habe es sein endliches Bewenden; um ihnen aber sein anderweitiges hohes und geneigtes Wohlwollen zu bescheinen, erlaubte er ihrem Dorfe ein neues Schenkhaus.

214. Eben dieser Junker Milichius.

Auf seinem Gute Hertenstein musste jeden zwanzigsten Tag aus jedem Hause ein Mann und ein Weib Frohndienste tun. Ihre Arbeit war vormals Heuen, Emden, Ernten und Herbsten. Dennoch gab schon damals jeder ehrenfeste Dorfmann einem paar armen Leuten den Taglohn und liess sie für sich frohnen. Unter Milichius aber mussten sie die Treppen und Böden im Schlosse waschen und in den Höfen das Gras zwischen den Steinen herauskratzen. Natürlich scheute sich dessen ein Jeder. Wer immer konnte, bezahlte den Frohntag und kam nicht selbst.

Aber Milichius hiess das Bauernunfug. Er sprach und befahl, es müsse mehr eine Gleichheit im Dienste sein. „Die reichen Dienstleute müssen mir, wie die armen, am Boden kratzen.“ Wenn du eine Ehre im Leibe hast, so fühlst du, wie wehe das tat.

Aber der Junker lachte, und das Gesindel, das schon lange den Boden gekratzt hatte, fand es gar lustig, dass die hoffärtigen Reichen mit ihnen den Boden kratzen mussten. Indessen gewöhnt sich der Mensch an alles. So wehe es tat, die reichen Dienstleute lernten jetzt, was die armen schon konnten. Aber so wie die erstern, mit dem Gesindel vermischt, schamlos wurden, also wurde das Gesindel, mit jenen vermischt, frech.

Sein Lachen über die Gleichheit im Dienste verwandelte sich allmälig in ein Geflüster über die Gleichheit im Rechte, und bald fragten die Leute auf allen Vieren sich ohne Unterschied untereinander: Wann wird die Reihe auch an ihn kommen?

Ein schwarzes Buch sagt: Die neuen Wörter, Freiheit und Gleichheit, seien also von der schrecklichen Dienstgleichheit erzeugt und von Leuten auf allen Vieren ausgeheckt worden. Es muss auch etwas hieran wahr sein, sonst hätten sie nicht soviel Übel in der Welt veranlassen können.

215. Der Steg ohne Lehnen.

Eben dieser *Milichius* machte seinen Bauern ihren Kirchsteg wieder zurecht. Aber nicht wie ihn die Alten besessen hatten; denn vormals war er von breiten Eichen, jetzt machte er ihn von schmalen Tannen.

Doch das hätte noch angehen können; aber er machte ihn ohne Lehnen und die Bauern konnten nun nicht mehr, wie sie es vorhin getan hatten, an den Sonntagen, und oft auch an den Werktagen, auf ihn hingelehnt, den Fischen und Fröschen zusehen und miteinander plaudern.

Das tat ihnen wehe. Einige Tage flüsterten sie dies und das untereinander. Die einen sagten: „Es ist vor Gott und Menschen nicht recht, wie man mit

uns umgehet.“ Andere: „Wer bei Nacht und Nebel über den Steg gehet, der gefahret in den Bach zu fallen und beim grossen Wasser zu ertrinken.“ Wieder andere: „Ja! ja! wir sind mit ihm an Leib und Seele versorget. Wenn dann Einer ertrinkt, so macht er noch auf Kosten der Erben ein visum repertum.“

So wurmte es vier oder fünf Tage in den Köpfen der Bauern. Am sechsten fluchten sie: „er sei ihnen einen Steg schuldig, wie ihn ihre Vorfahren besessen hatten“; und bald setzten sie hinzu: „wenn einer von uns den Steg wie er jetzt ist, mit einem Fusse betritt, so ist er nicht wert, dass er auf den Kirchhof zu den ehrlichen Alten ins Grab kömmt.“ Und damit keiner ein Mameluk sein und ihn doch betreten könne, so warfen sie selbst ihn an diesem Abend in den Bach.

Indessen war es Samstag; sie sollten morgen zur Kirche, und hatten keinen andern Weg als über den Steg.

Was war jetzt zu machen? Sie rieten, da das Wasser jetzt klein sei, so wollten sie durchwaten. Gesagt, getan! Am Sonntag des Morgens setzten sich Männer und Weiber am Rain vor dem Bach, zogen Schuhe und Strümpfe ab und wateten durch.

Aber es war in Jupiters gaukelnder hoher Versammlung beschlossen und eine Hexe hatte es den sterblichen Menschen verkündet: „Der Steg ohne Lehnen solle Milichius' Bauern einen traurigen drangvollen Tag bereiten; dann aber werde Milichius, von einem Prädikanten erweckt, sich ihrer endlich erbarmen und ihnen am Plauderstege des heiligen Sonntags wieder eine Lehne erschaffen.“ Was die Hexe den sterblichen Menschen verkündete, das ist auch alles erfüllet.

Milichius' Bauern kommen nass und erfroren zur Kirche. Der Pfarrer predigte lang und hatte zu taufen. Aber das war nur der Anfang der Schmerzen. Wie in den Tagen der Sündflut, also regnete es heute in den Gebirgen und der Bach ward während der Predigt zum Strome. Man denke sich jetzt das Entsetzen der lieben Gemeinde, die jetzt jenseits des Baches war und nicht mehr durchwaten konnte. Freilich war noch eine Schlossbrücke neben dem Stege: aber es war die Brücke des Junkers Milichius und nicht die Brücke des Volkes.

Indessen baten die Leute, die Männer zogen die Hüte ab; die Töchter neigten sich; eisgraue Männer, schwangere Frauen und unmündige Kinder stellten sich voran und rangen die Hände; der Sigrist und der Schulmeister knieten vor Demut in den Kot. Doch es ist leichter, dass ein Kameel durch eine Nadelöhre eingehe, als dass ein einfaches Menschengefühl durch alle Verhärtungen einer anmasslichen Milichius-Seele hindurchdringe.

Meine Muse! trage mich einen Augenblick in den Glanz seines Zimmers! Was sah ich? Darf ich meinen Augen trauen? Der Pfarrer selbst spottet hinter dem Vorhang über die Trübsale seiner Gemeinde am Bache Kedron; und man scheut sich im Kreise gebildeter angesehener Menschen nur nicht, seine Freude darüber zu bezeugen, dass die armen Leute bei diesem Anlasse alle ihre Sonntags- und Hoffahrtskleider zu Grund richten werden. Eile! eile! meine Muse! trage

mich wieder aus dem glänzenden Zimmer der Herrschaft zum armen, lieben fehlenden Volke.

Die armen Leute mussten jetzt drei Stunden weit, über Stauden und Stöcke, durch Sumpf und Dornen einen Heimweg suchen, den sie noch nie betreten hatten. Als sie heimkamen, vergassen sie eine Weile ihren Jammer und suchten nur den warmen Ofen und ihre Mittagssuppe. Während dem Essen gestanden sich auch viele, sie hätten besser getan, über den Steg ohne Lehnen zu gehen, als zu rebelliren. Aber so wie sie sich wieder erwärmt hatten, so wurden sie wütender als je und redeten selbst über den Pfarrer so unverschämte Dinge, dass der Sigrist noch an diesem Abend und fast ausser Atem ins Pfarrhaus kam, und dem Wohlehrwürdigen sagte: „Herr Pfarrer! Herr Pfarrer! Ihr gefahret, weiss Gott! um alle eure Accidenzien zu kommen, wenn ihr den Junker nicht dahin bringet, den Bauern einen Steg und eine Lehne zu machen, wie ihn die Alten gemacht haben.“

Auf einen solchen Bericht wird ein jeder Milichius-Pfarrer ein Volksmann. Auch unserer wards. Er eilte schnell zum Junker, um ihn für seine Bauern um einen Steg mit zwei Lehnen zu bitten. Aber dieser lachte ihm unter die Nase und sagte: „Ihr, als ein geistlicher frommer Herr, solltet von Amtswegen und ex officio glauben, der liebe Gott habe gestern nur um deswillen in den Gebirgen so regnen lassen, damit dieses Gesindel also unter meinen Fenstern zu Schanden werde, wie ihr gesehen habt, dass es zu Schanden worden ist.“

Der Pfarrer säumete nicht, Ihro Gnaden mit dem gewöhnlichen Weidspruche hierüber sein christliches Dienst- und Amtskompliment zu machen, lenkte aber dann bald ein und kam wieder mit der Bitte für seine Bauern. Das empörte den Junker. Er hiess seine Bitte eine Narrenforderung und sagte: er sollte sich schämen, ihm mit so etwas zu kommen.

Aber der Pfarrer kannte die Bauern und wollte eine Lehne. Er ging also um einen Schritt weiter, und wie einst der grosse Christoffel das Stadttor auf seine Schultern nahm und über den Bach trug, also nahm er jetzt seinen heiligen Amtsmut auf seine Schultern und sagte dem Edelvesten, Gestrengen: „Er solle sich doch bedenken, wenn etwa eine schwangere Frau oder ein unschuldiges Kind aus Mangel an Lehnen in den Bach fallen und ertrinken sollte, so könnte die böse Welt . . . .“ damit hielt er still und setzte dann noch leise, wie eine Schnecke geht, hinzu: „er müsse ihm sagen, ein Zufall von dieser Art könnte ihm, bei den fortdauernden Difficultäten mit seinen Dörfern, selbst bei den allerhöchsten Gerichten in * * * nachteilig sein.“

Wenn du ein Schaf oder einen Rehbock gesehen, der das Messer im Halse hat, so hast du die Augen gesehen, die der Junker Milichius macht. Aber der Pfarrer kannte dieses Augenmachen und wusste, dass es nichts andres bedeute, als dass er sich zum Nachgeben gezwungen fühle. Er war also zum voraus der Resolution sicher, die dann nach dem Mittagessen erfolgte und dahin ging: „Herr Pfarrer! Euch zu gefallen, will ich ihnen *eine* Lehne an dem Stege machen

lassen, aber versteht sich wohl; *nur eine,* und nur auf der *linken Seite.* Hingegen das schwör' ich euch, bei der alten Ewigkeit meines Hauses und bei der unveräusserlichen Ehre meines Degens: von *zwo* Lehnen, oder von *einer* Lehne auf der *rechten* Seite des Steges, soll in Ewigkeit keine Rede sein.“ Der Pfarrer wollte nicht mehr. Er gab also in den Ausdrücken der tiefsten Ehrfurcht nach, eilte dann aber zu den Bauern und erzählte ihnen noch diesen Abend, was für ein Mann er sei und was für ein Pfarrer — und Ritterstück er für sie ausgerichtet habe.

Nun ist alles in der Ordnung. Die Bauern gehen zufrieden über den Steg mit der halben Lehne. Der Pfarrer kriegt seine Accidenzien wie vorhin, und die Kinder und die Schwangern, die Betrunkenen und die Alten halten sich, in Gottes Namen, an der linken Seite des Steges, weil sie es an der rechten nicht können.

229. Hans und Benedikt.

Benedikt: Sei ruhig, lieber Hans!

Hans: Ich kann nicht, ich leide Unrecht.

Benedikt: Die Religion sollte dich trösten.

Hans: Sie sollte mir helfen?

Benedikt: Sie wird dir in deinem Innern helfen.

Hans: Das ist nicht wahr! Wenn sie mir in meinem Äussern nicht hilft, so ist sie für mein Inneres nicht da.

Benedikt: Du lästerst.

Hans: Ich rede die Wahrheit! *Gott ist nicht da, und der Glaube an Gott ist nicht da, wenn das Unrechtleiden nicht aufhört.“*

Benedikt: Ich zittere.

Hans: Wenn du keine Kraft hast gegen das Unrecht, so lege deine Kutte ab! Diene für feilen Gewinn, und trage die Livree der Herrschaft, der du gehörest.

Benedikt: Das hätte sich freilich der Heiland und seine Apostel nicht sagen lassen.

Hans: Auch dein Grossvater, der bei uns Pfarrer war, hätte sich das nicht sagen lassen.